

Der Fremde im Spiegel

Ich kann mich kaum mehr daran erinnern, wann ich zum ersten Male von einem dieser seltsamen Träume erwachte; es mag vielleicht zwei Jahre her sein, eine dieser trostlos düsteren Winternächte, in denen der Wind über das morsche Dach meiner kleinen, dämmrigen Wohnung heult und das fahle Mondlicht unwirkliche Schatten auf die weiße Schrägwand über meinem Bett malt. Genau weiß ich noch, wie ich die zähe dahinfließenden frühen Morgenstunden hindurch mein Hirn marterte, um auch nur die winzigsten Details in mein Gedächtnis zurückzurufen, doch der Traum blieb unwiderrufflich im diffusen Dämmerlicht meines Unterbewußtseins verfangen. Nur das unscharfe Bild eines mir bis dato Unbekannten erkämpfte sich langsam den Weg ins helle Licht meines suchenden Bewußtseins und gerann nach und nach zu einer festen Form, die seither scheinbar unauslöschlich in alle meine Sinne eingebrannt ist, so tief, daß ich meine dieses Bildnis riechen und ertasten zu können, wenn ich es vor meinem geistigen Auge sehe.

Erst jetzt, wo ich alleine auf dieser unseligen Klippe stehe und die klatschenden, schäumenden Geräusche des brandenden Meeres an meine Ohren dringen, fällt mir auf, wie seltsam diese Tatsache ist: Ich, die ich normalerweise nahezu unfähig bin, mir die Äußerlichkeit eines flüchtigen Bekannten zu merken oder auch die eines Freundes näher zu beschreiben, kannte, wenn auch als Betrachterin in ständigem Zwielflicht, jede noch so unbedeutende Eigenheit dieses Gesichtes. Es war mir beinahe so vertraut wie mein eigenes Antlitz, das mir an den zahlreichen Morgenden, in denen ich meine wirren Träume im Geiste zu rekonstruieren versuchte, verstört aus dem Badezimmerspiegel entgegenblickte.

Trotzdem fällt es mir jetzt schwer, die angemessenen Worte zu finden, um die Gestalt des seltsam vertrauten Unbekannten zu beschreiben... Er hatte lange, glänzenschwarze Haare und trug stets altmodische, edel anmutende Kleidung des gleichen Farbtons. Überhaupt lag eine kaum beschreibliche Aura von Wehmut und Dunkelheit um ihn, hüllte ihn förmlich ein wie ein riesiges Tuch schwarzen Samtes und schien alles, was in seine Nähe kam, mit einem Schleier aus dunklen Schatten zu bedecken. Dennoch strahlte seine hochgewachsene Gestalt eine vertrauenerweckende, warme Atmosphäre aus, was wohl besonders auf seine aufmerksamen, freundlichen Augen zurückzuführen war; in Gesprächen vermittelte sein offener Blick stets das wohlthuende Gefühl der Anteilnahme, des Ernstgenommenwerdens, kurz: Ein Gefühl von Geborgenheit.

Der erste meiner seltsamen Träume, von dem mein Gedächtnis mehr als bedeutungsschwangere, aber undeutbare Fragmente zurückbehalten hat, fällt um die Zeit meines dreißigsten Geburtstages. Wie schon seit Jahren hatte ich diesen Tag nicht gefeiert, sondern in selbstgewählter Einsamkeit verlebt. Mozarts „Requiem“ und eine Flasche süßen slawischen Weines hatten mich endlich sanft in den Schlaf gewiegt, und bald entsprang meiner träumenden Phantasie die wohlbekannte, dunkle Gestalt. Erstmals - soweit meine bisherigen fragmentarischen Erinnerungen nicht dergleichen verschweigen - wagte ich ihn anzusprechen; ich suchte mit allen Mitteln herauszufinden, wer er war, doch er kannte nur die eine lakonische Antwort: „Du weißt doch, wer ich bin. Bald wirst Du Klarheit haben.“ Ich verspürte das Bedürfnis, sein Gesicht zu berühren, doch meine Hand zuckte vor einer unsichtbaren Mauer zurück...Sein Bild verblaßte...

-- Als ich erwachte, neben mir die leere Weinflasche auf dem üblichen Chaos wissenschaftlicher Skripte und das aufdringliche Schellen meines alten Weckers in den Ohren, fiel es mir nicht leicht, mich wie an anderen Morgenden auf einen langen, arbeitsreichen Tag einzustellen. Ich muß gestehen, daß ich von diesem Tage an in zunehmendem Maße fast nur noch für die Nacht lebte, auf diese Träume wartete; die reale Welt begann ihren Reiz zu verlieren.

Meine ehemalige Schulfreundin, mit der mich noch immer - seit nunmehr fast fünfzehn Jahren - ein recht inniges Vertrauensverhältnis verband, machte mich als Erste darauf aufmerksam, wie sehr ich mich anscheinend verändert hatte. Ihr besorgter Blick fiel von dem ansehnlichen Sammelsurium leerer Weinflaschen in einer Zimmerecke direkt auf mein Gesicht, sobald sie durch die dunkle Holztür in meine unaufgeräumte Wohnung getreten war. Es bedurfte nicht vieler Worte, zu bemerken, wie erschreckend endgültig sich unsere Beziehung zueinander, unser einstmals so innig gehegtes gegenseitiges

Verstehen, in eine Melange hohler Gesten verwandelt hatte. Seit ihrem letzten Besuch vor ungefähr drei Monaten hatte sich anscheinend eine undurchdringliche Mauer der Gleichgültigkeit zwischen uns erhoben - obwohl ich im Nachhinein sagen kann, daß diese Mauer nicht *zwischen uns* stand, sondern vielmehr *um mich herum* schwebte, wohin ich mich auch wendete. Ich bemerkte dies erst sehr, sehr spät, was mich kaum wunder nimmt; schon seit längerer Zeit schließlich gab es außer dieser Freundin keinen Menschen, der mir etwas bedeutete, der mir nahestand. - Ich berichtete ihr nicht von meinen merkwürdigen Träumen und versuchte, meine augenfällige Nervosität mit beruflichen Anstrengungen zu erklären.

Endlich, ungefähr zwei Monate nach meinem dreißigsten Geburtstag, spie mein Unterbewußtsein ein weiteres Kapitel meines bilderreichen Traumbuches aus. Zu dieser Zeit bestand mein Leben - eingedenk der Tatsache, daß ich trotz alledem weiterhin, wenn auch unter zunehmender Lustlosigkeit, viel Zeit mit der Arbeit an meinem Forschungsprojekt verbrachte - eigentlich nur noch aus den nötigsten Alltagsverrichtungen, stundenlangem Traumstudium und merkwürdigen Spaziergängen. Irgendeine verborgene Macht in meinem Innersten drängte mich zur unablässigen Suche nach etwas Undefinierbarem, nach einem konturlosen, aber scheinbar seit Anbeginn des Seins in meinem Unbewußten festgeschriebenen Ziele. Desöfteren stiegen aus meinen wirren Tagträumen seltsam klare Visionen von hochaufragenden, nebelumkränzten Gebirgszügen hervor, die mich in stummer Drohung von allen Seiten einschlossen.

Meine Spätnachmittage widmete ich eingehenden Studien der Traumdeutung in Psychologie und Mythen, ohne dabei allerdings auf brauchbare Erkenntnisse zu stoßen, die das festverschlossene Buch meiner Träume zu öffnen vermöchten. Abends hingegen, wenn die Nacht ihre ersten Schatten über die helle, singende Sommerlandschaft warf, die meinem lichtscheu gewordenen Auge zuwider war, zog es mich auf langen Spaziergängen zu den Gräbern der Vergessenen, aus deren Erinnerung mir die einzigen Vertrauten erwachsen, die ich noch kannte. Dort saß ich gerne, um mich das fahle Leuchten erlischender Friedhofslichte, auf dem Mäuerchen eines ärmlichen, überwucherten Grabes, welches mir noch vernachlässigter schien als all die anderen auf dieser seit langem ungenutzt brachliegenden Ruhestätte.

Diese Nacht allerdings, die Nacht, in der er mich erstmals dem Ziele meiner gequälten, unbestimmten Suche nahebrachte, war die düsterste Neumondnacht, derer ich mich entsinnen kann. Die vertraute Ruhe, die mich umgab, vermochte mir heute keinen inneren Frieden zu schenken. Zusammengekauert, den Kopf in die Hände gestützt wie ein uralter Mann, dessen Haupt allein das Gewicht seiner bitteren Erfahrungen nicht zu tragen vermag, saß ich auf meinem Mäuerchen und wartete vergeblich auf die milde Hand des Vergessens, die sich an diesem Orte schon so oft barmherzig über mich gesenkt hatte. Ich verspürte nur eine leise Furcht vor dem Morgen und atmete tief die nach Tannenharz duftende Luft, bis sich anstelle des Vergessens der Schlaf meiner gepeinigten Seele annahm und mich von dem zwanghaft sich windenden Gedankenfluß in meinem Hirn befreite.

-- Plötzlich stand er vor mir, die dunkle Gestalt im Gegenlicht zuerst unkenntlich; meine Augen versuchten die Nacht zu durchdringen. Seine Kleidung wirkte beschädigt und war mit hellem Staub bedeckt, obgleich sie aus edlen Stoffen zu bestehen schien. Endlich konnte ich einen Blick seiner umschatteten Augen erhaschen, die mir verrieten, wer da leise in meine nächtliche Einsamkeit getreten war. Ich wollte zu ihm sprechen, doch meine Stimme versagte mir den Gehorsam. Schweigend setzte er sich neben mich auf das schmale, bemooste Grabmäuerchen. Es dauerte lange, bis er zu sprechen begann, und ich erinnere mich nur noch bruchstückhaft daran, was er zu mir sagte, doch seine sorgsam gewählten Worte und der wissende Klang seiner ruhigen, dunklen Stimme berührten irgend etwas tief in meinem Inneren. Als er sich plötzlich erhob und meine Hand nahm, um mich fortzuführen, kam es mir vor wie das Erwachen aus tiefem, traumlosem Schlaf.

Es war ein langer, beschwerlicher Weg, den wir zurücklegen mußten, um dorthin zu gelangen, woher er gekommen war, und ich begann den traurigen Zustand seiner Kleidung zu verstehen, als auch die meine beim Durchdringen scheinbar jahrhundertealten Pflanzenwuchses rissig und fleckig wurde. Meine physischen Kräfte ließen immer mehr nach; ich vermochte kaum noch dem natürlichen Impuls zu widerstehen, mich einfach fallen zu lassen, um nicht länger meine geschundenen Glieder wieder und

wieder aus tückisch nach mir greifenden Schlingen und Dornhecken befreien zu müssen, nur um im nächsten Augenblick erneut darin zu versinken. Er hielt noch immer meine Hand und zog mich unbarmherzig weiter, immer weiter und weiter, bis schließlich mein ungenährter Wille den aussichtslosen Kampf gegen das schwache Fleisch verloren hatte. Erschöpft und gleichgültig brach ich in die Knie. „Du *mußt* es schaffen!“, sagte er und netzte meine aufgesprungenen Lippen mit kühlem Wasser. Ich bat ihn unter müden Tränen, mich nicht weiterzuführen, mich einfach hier in dieser Einöde aus undurchdringlichem Gestrüpp liegen zu lassen, und er schaute mich traurig an wie ein Vater, der weiß, daß sein Kind dem Tode geweiht ist: „Bitte steh’ auf, ich muß Dir etwas zeigen.“ Unter Aufbietung meiner letzten Kräfte gelang es mir, mich mit seiner Hilfe zu erheben. Am Horizont dämmerte es bereits, und langsam schälten sich die Umriss eines riesigen, zerklüfteten Felsmassives aus der den Morgen fliehenden Dunkelheit.

-- Ich erwachte steif und verfroren, halb liegend auf dem schmalen Grabmäuerchen. Im Halbschlaf noch vermeinte ich, meinen eigenen Namen auf dem bemoosten, verwitterten Granitstein zu entziffern, der diese verlassene Grabstätte zierte, doch sobald die letzten Torwächter des Schlafes meinen Geist vollkommen dem grellen Tageslicht übereignet hatten, türmte es sich wieder vor mir auf, schroff und bedrohlich, aber gleichsam von einer mysteriösen Anziehungskraft: das nebelumkränzte Felsmassiv, zu dem er mich geführt hatte. Ich sah sein Gesicht, freundliche Augen blickten mich in ehrlich empfundener Trauer an; allein das Dämmerlicht des grauenden Morgens zauberte Schatten auf seine Wangen, die Dämonenflügeln glichen.

Ärgerlich vertrieb ich meine irrealen Traumgespinste durch unflätige Flüche - ich war vollkommen verwirrt, vor mir türmten sich neue Fragen auf wie dieses vernebelte Felsmassiv. Ich hatte Antworten finden wollen...

Langsam begann sich mein unsteter Lebenswandel, der mich des Nachts durch die Gassen trieb, auf meine Arbeit auszuwirken, und ich hegte ernsthaftige Befürchtungen bezüglich meiner beruflichen Zukunft. Ich wartete nun nicht mehr auf die einstmals so innig ersehnten Träume, mied den Schlaf wie einen heimtückischen Feind, wannimmer ich konnte. Auch den alten Friedhof betrat ich nicht mehr. Dennoch merkte ich bald, daß sich mein verirrter Geist wohl kaum noch aus den feingesponnenen Netzen befreien konnte, die meine träumende Phantasie in ihren nächtlichen Streifzügen ausgeworfen hatte. Ich träumte nun fast jede Nacht in unstillen Bildfolgen, die sich jedoch immer vollständiger zu einem Ganzen zusammenfügen ließen. Einem akribischen Historiker gleich, der aus verstaubtem, unvollständigem Archivmaterial sorgfältig die Geschichte einer längst vergangenen Epoche in seinem Geiste zu neuem Leben erweckt, konnte ich mit einigem Gedankenaufwand rekonstruieren, was sich da allnächtlich seinen Weg aus meinem Unterbewußtsein an die Oberfläche meiner bewußten Aufmerksamkeit bahnte.

Fast immer bildete das mächtige, dunkle Bergmassiv die eindrucksvolle Kulisse meiner Traumerlebnisse, und obwohl ich dieses gigantische Felsungetüm langsam zu hassen begann, zog es mich in einer zunehmend heftigeren Seelenstrebung auf unerklärliche, fast magische Weise an. Auch dem unbekanntem und doch so vertraut scheinenden Begleiter gegenüber empfand ich manchmal Haß, wenn er mich wieder und wieder über beschwerliche Pfade geleitete, mich zuweilen gar fast gewaltsam mit sich reißend, immer näher zu dem scheinbar so bedeutungslosen Ziele, dem dunklen Felsen.

Manchmal saß er auch des nachts an meinem Bett und sprach zu mir von fremdartigen Gedankenwelten, in denen er zu Hause zu sein schien. Seine sanften, klaren Augen, die zuweilen beinahe jugenhaft blitzten, während bildgewaltige Worte mich in seine ferne, dunkle Welt entführten, riefen in mir desöfteren den Impuls wach, ihn zu berühren; doch er blieb unnahbar. Manchmal schien er durch mich hindurchsehen zu können, sprach Dinge aus, die ich seit jeher in mir trug und nie in angemessene Worte zu kleiden vermochte. Zu einem Thema aber schwieg er nur: seine Identität. So wie er meine Gedanken allesamt schon zu kennen schien, bevor sie mein Bewußtsein erst erreichten, war er vollkommen überzeugt, daß ich ihn kennen müßte, daß ich bald schon herausfinden würde, wer er sei.

Irgendwann begann ich, meine alten Photoalben zu durchstöbern; eingestaubte Zeitschriften, Briefe, Adressbüchlein, überall forschte ich nach Hinweisen auf seine Identität, ohne irgendwo auch nur auf den geringsten Anhaltspunkt zu stoßen. Meine Nachforschungen hatten allerdings einen anderen, eher negativen Nebeneffekt: Mir wurde erstmals in vollstem Ausmaße bewußt, wie einsam ich in den letzten Jahren geworden war, als ich die alten Briefe und Photographien nach und nach in genaueren Augenschein nahm. Die Geschichten, die sie mir aus der Tiefe vergrabener Erinnerungen zu erzählen wußten, schienen mir so unwiederbringlich verloren, daß ich desöfteren unter bitteren Tränen die Relikte meiner mit Engelszungen zu mir sprechenden Vergangenheit im untersten Schubfach meines Wandschranks verstaute, um sie niemals wieder anzurühren. Doch immer wieder holte ich sie aus ihrem undankbaren Schattendasein hervor und quälte meine Augen mit dem Reiz in weite Ferne gerückter Lustbarkeiten. Freunde, die fast vergessen waren oder Beziehungen, die irgendwann im Sande verliefen, all dies, alles Scheitern meines noch jungen Lebens bäumte sich anklagend vor mir auf. Am schlimmsten aber traf mich eines Abends ein Photo meiner selbst, vor zehn Jahren geschossen. Ich schaute auf die zwanzigjährige Frau mit den ernsten, aber optimistischen Gesichtszügen, blickte in offene, verträumte Augen, und der eher zufällige Blick in meinen Wandspiegel zeigte mir dieselbe Person im Jetzt: Ein Mund, der scheinbar lange nicht gelacht hat, ein paar graue Strähnen im Haar; und die Augen, Augen ohne Hoffnung, ohne Träume, Augen die leer sind, leer... und diese Augen füllten sich mit Tränen, das Spiegelbild verschwamm zur Unkenntlichkeit. Zehn vergeudete Jahre...

-- In dieser Nacht erreichten wir endlich den Fuß des mächtigen Felsens. Ich konnte die schroffe, kalte Felswand mit meinen zitternden Händen ertasten. Wartend lehnte sich mein müder Körper an das kühle Gestein, alle Sinne aufs Äußerste gespannt, harrend der Dinge, die nun kommen mochten, nun, da wir das ferne Ziel unseres mühseligen Weges erreicht hatten. Schweigend starrte ich die graue Wand an, die sich vor meinen Augen erhob und den Himmel verdeckte, als stünde in großen Lettern ein Zauberwort von Geisterhand in sie gemeißelt, welches mir Antwort auf meine unausgesprochenen Fragen gäbe. Doch der Felsen schwieg, ein dunkler Koloß ohne Zugang. Suchend durchstreiften meine Augen die unwirtliche, überwucherte Landschaft, die nun hinter mir lag, doch sie fanden nur meinen stillen, schwarzen Begleiter. Er mußte sich auf dem Wege in den Ästen eines Dornbusches verfangen haben; sein rüschenbesetztes, weites Hemd war zerrissen und gab den Blick auf eine lange, unregelmäßige Narbe auf seiner Brust frei. Unwillkürlich zuckte ich zurück. Er schien meine verstörten Blicke nicht zu bemerken; seine wachsamen Augen erklimmen langsam, fast bedächtig die dunkle Felswand, bis sein Blick sich in den Nebelschwaden verlor, die ihren Kamm umhüllten wie zerfaserte, weiße Wattebüsche. Vertrautheit und Wissen sprach aus seinem Gesicht, als ob er diesen verfluchten Bergzug schon lange kannte, schon unzählige Male betrachtet hatte.

Endlich wandte er sich mir zu. „Woher stammt diese Narbe?“, fragte ich und deutete auf den rötlichen Striemen, der die helle Haut seiner Brust in zwei Hälften zerteilte. Er schien lange seine Wortwahl zu bedenken, ehe er antwortete: „Du selbst hast sie mir zugefügt.“ Ungläubig starrte ich ihn an, suchte seinen Blick. Weder in seinen Augen noch in seiner Stimme spielte Haß oder Bitterkeit; ich vermeinte sogar einen Funken unerklärlicher Scham im Klang seiner Worte mitschwingen zu hören, und in seinen Augen stand nichts als tiefe Trauer. Bevor ich weitere Fragen stellen konnte, nahm er meine Hand und führte mich zu einer kleinen Anhöhe, von der aus ich die gesamte Felswand überblicken konnte, die sich majestätisch vor uns erhob, scheinbar jeden Zugang verwehrend. „Wir werden diesen Berg erklimmen“, flüsterte er fast unhörbar, „wir werden einen Weg finden!“

Nach diesem Traum gab ich mein Forschen nach seiner Identität vorerst auf. Es folgte eine längere Periode, in der ich mich nach dem morgendlichen Erwachen nicht an meine Traumhalte zu erinnern vermochte. In dieser Zeit besserte sich - äußerlich betrachtet - mein Seelenzustand erheblich; meine wissenschaftliche Arbeit schritt endlich wieder voran, und ich begann mich wieder unter Menschen zu begeben. Allerdings fühlte ich mich dennoch mehr und mehr von der realen Welt abgeschnitten. Manchmal gewann ich den Eindruck, daß mein Körper nicht wirklich zu mir gehörte. Gerüche, Geschmäcker, Geräusche, all die Sinneserfahrungen, die er mir vermittelte, schienen nicht mehr zu meinem Inneren vorzudringen, berührten mich kaum noch. Immer häufiger vernahm ich aus dem Nichts

eine seltsame Tonfolge: langgezogene, wabernd-dunkle Klänge, die sich langsam zu einer schwerfälligen Melodie verdichteten und manchmal urplötzlich von harschen, schrillen Dissonanzen zerrissen wurden. An meinem alten Klavier versuchte ich diese abschreckenden, zugleich seltsam faszinierenden Klänge zu rekonstruieren, doch wollte mir dies nicht so recht gelingen. Nur einmal, spätabends und in tiefem Rausch, vermeinte ich meinem verstaubten Instrument eine ähnliche Tonfolge zu entlocken, und vor meinem geistigen Gesicht erschien die unselige breite Narbe, die mein eigen Werk sein sollte. Als ich am nächsten Morgen auf meinem Musizierschemel erwachte, fand ich das Klavier in einem bedauernswerten Zustande vor, vollkommen demoliert. Auf meinem Schoße lag das schwere, abgewetzte Messer, welches meinem Großvater einst zur Jagt gedient hatte und nun seit langem meine Zimmerwand zierte. Mühsam unterdrückte ich einen Schrei, den der erste Schrecken mir abringen wollte, und begab mich müde und ausgelaugt, ungewaschen und ohne Frühstück zum wissenschaftlichen Institut der Stadt, um dort lustlos an meinen Studien weiterzuarbeiten.

Es muß so um diese Zeit gewesen sein, als ich eines Morgens erneut in aller Deutlichkeit einen dieser seltsamen Träume erinnerte.

Wir waren nun tatsächlich mitten im Aufstieg zum nebelumwölkten Kamm des Felsmassives begriffen. Ungefähr die Hälfte des Weges hatten wir scheinbar schon zurückgelegt und kraxelten höher und höher durch die undurchdringliche Dunkelheit. Stolpernd mühten wir uns weiter; wieder trieb er mich unbarmherzig an, und ich folgte ihm wie ein stumpfsinniges Tier, das den Stall der Heimat wittert. Irgendwann, als die Sonne sich schon längst am Horizont gegenüber des Berges erhoben hatte und wohligh wärmend meinen Rücken beschien, faßte er meine Schulter und forderte mich auf, den Weg zu betrachten, den wir gekommen waren. Vorsichtig wandte ich mich auf einem instabil wirkenden Felsstüfchen um und blickte hinab ins Tal, das nun weit unter uns lag. Die gleißende Sonne schien in mein Gesicht und blendete meine Sicht, doch bald erblickte ich dort unten einen freundlichen, grünen Teppich, der sich schier endlos vor meinen staunenden Augen ausbreitete. Buntbelaubte Bäume und Büsche zauberten fröhliche Farbtupfer in die flache Landschaft, die von meinem jetzigen Blickwinkel gastlich einladend erschien. Die verhaßte, wuchernde Vegetation, gegen die ich in nächtelangen, auszehrenden Märschen angekämpft hatte wie Don Quichotte gegen Windmühlenflügel, verwandelte sich vor meinen Augen in ein grünendes und blühendes Paradies; die verfluchten Dornbüsche schienen aus übertollen Händen Leben über die sonnendurchflutete Ebene zu werfen. Überrascht blickte ich zu meinem schwarzen Begleiter, und ich sah ihn lächeln, sein erstes und einziges Lächeln, seit er damals zum ersten Male in mein Traumleben getreten war. Keine Düsternis war nun mehr um ihn. -- Ein plötzlicher Filmriß beendete unvermittelt jäh diese Traumepisode, und ich glitt schlafwandelnd ins nächste Kapitel des versiegelten, schwarzgebundenen Buches, welches meine Träume vor den neugierigen Blicken des Tageslichtes bewahrt. Er saß an meinem Bett und sprach von geheimnisvollen Gedanken, die archetypische Symbole aus den Tiefen meines Unterbewußtseins heraufbeschworen, und mehr und mehr schwand meine leise Furcht vor seiner unverständlichen Welt. Ich entsinne mich, daß er viel von den dunklen, abseitigen Wesenszügen des Daseins wußte. Er behandelte in seinen weitschweifigen Reden den Haß im gleichen Tonfall wie die Liebe, den Tod mit gleicher Miene wie das Leben, und langsam gewann ich den Eindruck, daß für ihn das feingewebte Netz der Daseinsfäden in einem unbestimmten Fixpunkt zusammenlief. Mancher Wortlaut, der über seine Lippen kam, erschien mir absurd und abstoßend; dennoch hing ich an seinen verschachtelten Sätzen, versuchte jedes seiner Worte förmlich in mich aufzusaugen.

Nie sprach er von verbrecherischen Grausamkeiten, vom wirklich Schlechten oder Bösen, und ich erkannte in dieser Nacht, daß seine dunkle Welt mehr Wärme ausstrahlte als das gleißende Sonnenlicht, das mich kurz zuvor bei meinem Blick ins Tal geblendet hatte.

Die Erinnerung daran, wie ihm seine schwarzen Haare weich ins Gesicht fielen, sobald er sich im Sprechen vorbeugte, veranlaßte mich am Abend des nächsten Tages dazu, meine in letzter Zeit sträflich vernachlässigten Zeichenkünste zu versuchen. Sorgfältig wählte ich dunkle Kreiden aus meinem schon etwas verstaubten Repertoire und begann mit einem weichen Bleistift die markanten Konturen seines Gesichtes vorzuzeichnen. Ich arbeitete wie besessen die ganze Nacht hindurch an

diesem Bild, doch je mehr die anfänglich recht straffen Konturen auf dem Papier von meinen Kreiden mit Leben erfüllt wurden, je deutlicher schwand sein Antlitz vor meinem geistigen Auge. Ich sah ein, daß es mir nicht gelingen würde, seine dunkle Aura in eine sichtbare Form zu bannen; seine Augen waren es, die meine Hand nicht fähig war zu malen. Verärgert zerriß ich das unvollendete Bildnis meiner Traumgestalt in kleine Fetzen.

Ich gab es auf, mich unter Menschen zu mischen, die scheinbar nichts mit mir gemein hatten, und begann wieder mit meinen allabendlichen, einsamen Spaziergängen durch die nähere Umgebung. Manchmal setzte ich mich in meinen alten, grauen Wagen, von dem seit längerem die Farbe abblätterte, und fuhr ohne festes Ziel durch die verlassenenen Straßen, mehr intuitiv als bewußt auf der Suche nach etwas, das ich zu diesem Zeitpunkt genauso wenig definieren konnte wie zuvor. Weder meine forschende Beschäftigung mit der Natur des Träumens noch das Durchstöbern meiner ureigenen Vergangenheit hatte mir bisher den geringsten Hinweis gegeben. Auf meinen Autofahrten begleitete mich meist die mir wohlbekannte, archaische Tonfolge, der mein Klavier einst zum Opfer gefallen war, und sie wurde mir vertraut wie ein alter Bekannter, dessen Charakterkanten man mit der Zeit zu schätzen gelernt hat. Zunehmend mischte sich in diese Melodie ein von Ferne raunendes, brausendes Geräusch, einem Windheulen oder Meeresrauschen gleich.

Des Nachts begann ich scheinbar zu schlafwandeln, während wir dem Kamm des Gebirges immer näher rückten. Morgens jedenfalls fand ich desöfteren unleserliche, augenscheinlich in höchster Eile verfaßte Notizen auf meinem Schreibtisch vor, die eindeutig meine Handschrift aufwiesen, ohne auch nur eine blasse Erinnerung an deren Entstehen zu haben. Manchmal handelte es sich um wirres, unzusammenhängendes Geschreibsel; aneinandergereihte Wortfetzen, die einer eigenen Logik zu folgen schienen, die nur dem Träumenden zugänglich ihre engen Pforten öffnet, den wachen Denker aber zurückweist. Einige dieser seltsamen Notizen stellten sich als fragmentarische, fast stenotypisch niedergeschriebene Traumerinnerungen heraus, mit deren schriftlichem Festhalten ich wohl im Schlafe zu konservieren gedachte, was bis zum nächsten Morgen durch die groben Maschen der bewußten Erinnerung zu fallen drohte. Was mich aber am meisten verwunderte waren kurze, oftmals schwerlich interpretierbare Gedichtzeilen, welche ich an manchen Morgenden auf meinem Tische liegen sah und zu entziffern versuchte. Einer dieser Verse, vielleicht der einfachste und klarste, ist mir besonders im Gedächtnis geblieben:

An Tore geklopft, gegen Mauern getreten
 Fordernd geschrien und leise gebeten
 Träumend gewartet und schweigend gehaßt
 Hassend geschwiegen, die Träume verblaßt
 Fühle, wie's kalt wird, der Sommer vergangen
 Hände noch immer in Fesseln verfangen
 Fühl', wie Gedanken im Nichts zerwehen
 Untote Wünsche, die auferstehen
 Tränen versiegt und im Feuer verbrannt
 Alles so fremd und doch lang schon gekannt

Diese nächtlichen poetischen Ergüsse aus meiner traumgeführten Hand versetzten mich - neben ihren seltsamen Inhalten - vornehmlich in Erstaunen, weil das geschriebene Wort unter normalen Umständen ein Medium darstellte, welches mir zum Ausdruck meiner Gefühle und Gedanken völlig abhold war. Sicher, ich vermochte mit der Sprache zu jonglieren, sofern es sich um das Verfassen wissenschaftlich orientierter Essays und Artikel handelte, doch Verse und Reime lagen mir von jeher ferne. Ich hatte früher oft gezeichnet, und auch ein gewisses Talent, meinen Weltschmerz in Musik zu kleiden war mir nicht abzusprechen; mein Gefühl für Sprachrhythmus und Reimgefüge aber war leider fast mit meinem siebähnlichen Personengedächtnis zu vergleichen.

Ich erinnere mich, daß ich meinem dunklen Weggefährten, der so viel von mir zu verstehen schien, während einer kurzen Rast am Hang des schier endlos aufragenden Felsmassives von meinen nächtlichen Ausflügen in die mir sonst verschlossene Welt der Poesie erzählte. Wortlos zauberte er daraufhin einen altmodischen Füllfederhalter und einen Papierfetzen aus den Taschen seines engtaillierten Jacketts und reichte mir beides. Sein erwartungsvoller Blick bedeutete mir, eine Kostprobe meines neuentdeckten Könnens niederzuschreiben. Nach kurzem Bedenken reichte ich ihm das spärlich beschriebene Blatt, an dessen kurze Zeilen mir jede Erinnerung fehlt. Sein Blick umwölkte sich sorgenvoll, als er es las. Zögernd hielt er das vergilbte Papier in die gierig züngelnden Flammen unseres Lagerfeuers. Ich riß es aus seiner zitternden Hand und zertrat die herauslodernenden Flammen, die an seinen Ecken fraßen.

Dies blieb nicht das einzige Mal, das er sich seltsam unsicher benahm, eine Eigenschaft, die ich vorher nicht an ihm gekannt hatte. Kurz bevor wir den Gipfel erreichten, das Ziel unserer langen, mühsamen Wanderung endlich in greifbarer Nähe wußten, riß er mich unsanft zurück: „Geh' nicht weiter! Ich bitte dich...“. Aus seinen Augen sprach eine flehentliche Besorgnis, die ich in solcher Intensität noch bei keinem menschlichen Wesen wahrgenommen hatte. Ein leises, fernes Rauschen drang an mein Ohr, je näher wir dem Bergkamm gekommen waren, ein Rauschen, das ich allzu gut kannte. Die machtvolle Kraft der halbverschütteten Erinnerung zog mich weiter hinein in den Nebel, hinter dem ich die erlösende Anhöhe, die Spitze des Felsens wußte. Warum nur wollte er mich jetzt zurückhalten? -- Es war das erste Mal, daß er mir - abgesehen von den Fragen nach seiner Identität, die ich längst aufgegeben hatte - eine Antwort schuldig blieb. Er murmelte nur fast unhörbar: „Der Weg ist das Ziel.“

Trotz alledem begleitete er mich weiter durch den dünnen Nebel. Mein forschender Blick suchte desöfteren seine Augen, in denen sich noch immer die altvertraute Wärme spiegelte; aber auch etwas Anderes las ich darin, etwas wie Furcht und - diesmal war ich mir sicher - einen kleinen Funken Scham. Die tosenden Geräusche, die mich auf fast magische Weise näher und näher an den Kamm des Felsens zogen, gewannen mit der Zeit an Heftigkeit und Lautstärke. Auch mich befiel plötzlich eine ungewisse Ängstlichkeit, legte sich um meine müden Glieder wie ein feuchtes, klammes Gewand.

Endlich aber stand ich dann am Kamm des Berges; nur wenige Schritte trennten mich noch vom langersehnten Ziel, von dem einst so wertlos unbedeutenden Gipfel, den allein die endlosen Mühen des Aufstieges, das ewige Warten und Hoffen nun so begehrenswert erscheinen ließen. Er versuchte jetzt nicht mehr, mich zurückzuhalten, doch sein aschfahles, plötzlich eingefallen wirkendes Gesicht war das eines Mannes, der eine Katastrophe heraufziehen sieht, selbst zur Machtlosigkeit verdammt. Diesmal war ich es, die ihn bei der Hand nahm und die letzten Schritte zum Gipfel mit sich zog... „die Blinden führen die Blinden“... Ich stand neben ihm auf dem Kamm des Berges, sprachlos, wortlos, Seite an Seite. Unter uns, weit unter uns mächtige Wogen, deren Klatschen tausendfach echot, wenn sie gegen die Klippe schlagen, auf der wir stehen. Riesige Wassermassen, die schäumen und wogen, die aus ihrem Bauche Formen gebären, nur um sie gleich wieder zu verschlingen und in unendliche Tiefen zu reißen; Geburt und Tod in Sekunden des Staunens. Die See scheint nach unseren armseligen Körpern zu greifen, sie hüllt uns ein mit der Macht ihrer allgegenwärtigen Geräusche. Nichts als Wasser, endlose, schäumende Wassermassen...

Er schaute mich lange an, und aus seinen Augen sprach tiefe Zuneigung, die bedingungslose Hingabe eines dem Tode Geweihten. Zum ersten Male fühlte ich, daß die unsichtbare, aber omnipräsente Mauer zwischen uns zerbrochen war, die Mauer, die mich immer daran gehindert hatte, sein Gesicht zu berühren. Zögernd, fast scheu wischte ich eine stille Träne von seiner Wange, streichelte über sein Haar.

Plötzlich zuckte ich zurück. Seine Haut fühlte sich kalt an, kalt und gläsern wie Kristall! Langsam begann sein Bild vor meinen Augen zu verblassen; ich versuchte verzweifelt ihn festzuhalten, starrte wie irr auf das kaum noch wahrnehmbare Gesicht mit den traurigen Augen, doch meine Hände konnten ihn nicht mehr erreichen. Wieder schien eine Mauer zwischen uns zu stehen, keine unsichtbare Schranke, sondern eine physisch wahrnehmbare Scheibe aus Glas, welche meine Hände ertasteten und nicht zu durchdringen vermochten. Sie spiegelten sich darin; meine heißen Fingerkuppen malten

milchigweiße Kondensringe um ihr reflektiertes Gegenüber. Die altvertraute, archaische Tonfolge erklang, von drohenden Dissonanzen zerfetzt.

Plötzlich starteten mir meine eigenen verzweifelten Augen durch die Scheibe entgegen!... Das Bild gerann nach und nach zu einer festen Form; ich sah den Mund, der lange nicht gelacht hat, den einzigen Mund, den ich noch besser kenne als den seinen. Und diese leeren Augen, so leer, die nichts mehr je füllen wird als bittere Tränen. Wie in Trance suchte ich mein Spiegelbild zu zerschlagen, hämmerte von Sinnen mit den Fausten darauf ein, bis Blutspritzer das harte Glas bedeckten. Doch die Augen wichen nicht.

Ein langer, schwarzer Sprung zog sich quer über den Spiegel, so schräge und unregelmäßig wie die gräßliche Narbe auf seiner blassen Brust - auf der Brust des Fremden, der so viel von mir wußte.

Nun stehe ich hier an der Klippe, höre das tosende Schlagen der Wogen, die sich am Felsen brechen, um nur noch mächtiger wieder aufzuerstehen und erneut gegen das unbezwingbare Gestein anzustürmen. Mein alter Wagen hat den Weg kaum überstanden, doch er hat mich hierher gebracht, um den unseligen Spiegel zu finden und den barmherzigen Wogen zu übergeben, auf daß der Fels ihn zerschelle. Ich hoffe, daß mich so bald Niemand vermissen wird, denn es gibt noch so viele Klippen, so viele Meere, so viele Spiegel, daß ich mein ganzes verbleibendes Leben damit verbringen könnte, weiter nach Antworten zu suchen wie die unermüdlichen Wogen, die schäumend gegen den Felsen donnern, obwohl sie doch längst eingesehen haben müßten, daß sie ihn unmöglich zerschlagen können.

Das Meer ängstigt mich nicht mehr, obwohl ich fühle, wie es langsam an meinen Gliedmaßen hochkriecht und von mir Besitz nimmt. Eine seltsame, friedevolle Ruhe überkommt mich und vertreibt die klamme, feuchte Kälte aus dem Felsenlager hoch über dem Wasser, in das ich meinen müden Körper gebettet habe. Der Wind trägt ein verrottetes Blatt Papier mit angesengten Ecken weit hinaus über die schroffe Klippe, ein Blatt, dessen magere Zeilen eine lange Geschichte zu erzählen wissen:

Touching hands but never my mind
 Just what did I search and what could I find
 Expecting a blindman to read from my eyes
 Expecting a dreamer to trust in his lies...